

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 52.

Donnerstag, 3. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(1. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Wartgraff.

(Nachdruck verboten.)

2. Kapitel.

Ja, nun saß sie also wirklich in der zweiten Klasse des wie toll dahinsausenden Schnellzuges, ängstlich schen in die Polster gedrückt und taumelnd den Kopf zu wenden.

Ihr Auge haftete auf den wechselnden Bildern der vorüberfliehenden Landschaft mit starrem Blick, ohne etwas zu sehen.

Und dennoch begann das Gelände sich leicht zu heben, seit sie den Bahnhof verlassen hatte. Blaue, schattige Täler wechselten mit sonnenbestrahlten Höhen im lichten Maien- grün, und in den kleinen Ortschaften nisteten über jeden Gartenzaun die zartblauen Dolden des persischen Flieders und das leuchtend satte Gelb des Goldregenstrauchs.

Es war ihr noch selbst so ganz seltsam und unglaublich, daß sie, Mechthildis von Massenbach, die seit mindestens acht Jahren nicht anders als in den Abendstunden aus den vier Pfählen ihres Berliner Heims gekommen war, sich jetzt auf dem Wege zu dem Gute ihres Bruders befand.

In der ganzen Nachbarschaft hieß sie nicht anders als die „Fledermaus“, weil sie stets die Stunden der Dämmerung zu ihren notwendigen Einkäufen benutzte, wozu noch der Umstand verstärkend beitrug, daß sie andauernd in graue, sackartige Gewänder, die sie selbst „Reformkleider“ nannte, gehüllt erschien, und so schen und schweigend an ihren Mitbewohnern vorüberhuschte, daß jedermann sich scheute, auch nur das Wort an sie zu richten.

Und doch war sie weder alt und häßlich.

Sie zählte ungefähr 28 Jahre, hatte feine, blasse Züge und einen blütenartigen, sorglich gepflegten Teint, blaugraue Augen mit langen, dunkelblonden Wimpern umsäumt, aschblonde Haare von seltener Fülle und eine biegsame, geschmeidige Gestalt.

Aber die starken Böpfe waren straff nach hinten gezogen und in einen festen, altmodischen Knoten zusammengezwunden, die Augen, trotzdem sie nur sehr wenig kurz- sichtig waren, hinter einer goldenen Brille verborgen, die mehr den Vorzug des Praktischen als der Kleidsamkeit für sich hatte, und die feinen Glieder steckten in einer jener sackartigen Gewandungen, die alle Grazien der Schönheit zu atemloser Flucht nötigen.

Fräulein von Massenbach war die einzige Tochter aus zweiter Ehe eines Thüringer Rittergutsbesizers, die die Mutter schon im zweiten Lebensjahre verloren hatte und unter den lebensfrohen, gesundheitsstrotzenden Stiefgeschwistern, trotz aller Liebe, die jene ihr entgegenbrachten, ein vereinsamtes, verschüchtertes Dasein führte.

Ihre zarte Seele fand keinen Anschluß an die lebens- starke Daseinsfreude der anderen, so viel Aelteren.

So pflegte sie, ihr eigenes phantastisches Innenleben ganz abseits von den Geschwistern führend, den tränklichen Vater bis zu seinem Hinscheiden und siedelte nach dessen Tode, der sie in den Besitz des ihr gehörenden, sehr be- deutenden Vermögens ihrer Mutter brachte, trotz der Bitten der Geschwister, wie auf der Flucht in ein Gartenhaus des Schöneberger Viertels von Berlin über, um dort ihr ab- geschiedenes, ganz auf sich selbst gestelltes Leben zu führen.

Eine alte Dienerin hatte sie dorthin begleitet, ein schweigsames, mürrisches Geschöpf, das die mit alten

kostbaren Möbeln sorgsam ausgestattete Wohnung Tag für Tag peinlich aufmerksam herrichtete, für den Tisch, die Garderobe der Herrin sorgte und so Mechthildis in den Stand setzte, den ganzen, ihr verbleibenden Teil des Tages mit der Vektüre guter Bücher, ihrer Musik und feinen Handarbeiten hinzubringen, die, unverwendet, sich massen- haft in ihren Schubladen häuften.

Nicht einmal an der Armenpflege beteiligte sie sich, weil sie dort notwendig mit Fremden hätte in Berührung kommen müssen.

Sie zeichnete auf Listen namhafte Beträge und schloß im übrigen ihre Türe sorgsam vor jeder Neuerung, die von draußen her zu ihr hätte hereindringen können.

Den Bitten ihrer Geschwister, sie auf „Unverzagt“ zu besuchen, hatte sie stets ein hartnäckiges, unerbittliches „Nein“ entgegengesetzt, ebenso das Ansinnen entrüstet zurückgewiesen, die einzige, zurückgelassene Tochter eines frühverstorbenen Bruders, dessen Frau ihm nach wenigen Jahren schweren Leidens nachgefolgt war, in ihr Häuschen als Pflegling aufzunehmen.

So hatte man „Trautchen“ ein Zuhause auf „Un- verzagt“ gegeben und ihr mit sorglicher Liebe das ver- lorene Elternhaus zu ersetzen gesucht, und Mechthildis von Massenbach hatte sich mehr und mehr eingesponnen in die trauliche Altjüngferlichkeit ihres wohlversorgten Heims, ohne daran zu denken, daß der Mensch des Menschen bedarf, und daß einer solchen Abgeschlossenheit notwendig das Ver- sanden und die kaltherzige Selbstsucht auf dem Fuße folgen müssen.

Und nun saß sie doch hier im Bahnabteil, und der Zug, der soeben mit rasender Geschwindigkeit eine Kurve nahm, hatte ganz schräg auf der Seite gelegen, sodaß sie entsetzt die Augen schloß und sich, halb ohnmächtig, verstoßen an der Seitenlehne der Polsterbank festhielt.

Wie immer, so war auch in diesem Jahre die Einladung des Bruders bei ihr eingelaufen, das Pfingstfest bei ihnen auf dem Lande zu verbringen, und schon hatte die Absage, verpackt und gesiegelt, auf dem zierlichen Empireeschreibtisch gelegen.

Da — war's Schidung — sie war aus der Flur für herausgetreten, um in Abwesenheit der Dienerin ein Mäuschen frischen Spinats von einer Verkäuferin zu er- handeln, da hatte in deren Korb ein Bündel prächtiger Narzissen, wie von feinstem schneeweißen Porzellan ge- formt, gelegen.

Und der Duft der Blüten hatte sie umspielt und um- schmeichelt, und ganz unwillkürlich hatte sie an die Narzissen- beete im väterlichen Garten denken müssen.

Wie mit tausend lockenden Armen umfing sie die Er- innerung daran.

Und gerade, als sie verstimmt der Händlerin das Geld für das erhandelte Gemüse einhändigen wollte, war der junge Sohn des Hauswirtes, den Bücherpaden ohne Rück- sicht auf dessen Haltbarkeit schwenkend, die Treppe hin- aufgestürzt mit roten Wangen und leuchtenden Augen.

Und was der Duft der Narzissen begonnen, das voll- endete dies von lachender Jugendfreude überstrahlte Annaenaeficht.

Es war, als wenn warme Frühlingsstürme lodend an ihr Herz gegriffen, und sie, die sonst nie ein Wort, ein freundliches Lächeln für einen der Hausbewohner gehabt, sie hatte fragen müssen: „Nun, Rudolf, du siehst ja so froh aus?“

Und da hatte er es ihr gerade ins Gesicht geschrien: „Ferien!“ und nochmals „Ferien! Und morgen reisen wir zum Onkel aufs Land, und ich hab' drei Tage länger Urlaub — und da kann ich den ganzen Tag im Garten sein und Milch trinken — so viel — und Eier essen . . .“

Das Uebrige hörte sie schon nicht mehr, er war bereits oben und trommelte mit beiden Fäusten, Einlaß begehrend, an die Korridortüre.

Mit federndem Schritt und leise geröteten Wangen war Wechthild in ihre Wohnung zurückgegangen. Als seien eiserne Bänder an ihrem Herzen gelodert, die erdrückend darum gelegen, so war ihr zu Sinn. So ganz eigen — so — sie schämte sich fast, es einzugestehen — als seien die letzten Jahre der Abgeschiedenheit aus dem Kalenderbuch ihres Lebens gestrichen, und sie sei wieder das hübsche, feine Mädchen auf der Höhe der Blütezeit, das da mit stillen, versonnenen Augen um sich her in das Leben blicke, als wartete sie auf etwas — auf was, wußte sie wohl selbst nicht.

In atemloser Hast, als wollte sie sich selbst den Rückzug abschneiden, hatte sie der zurückgekehrten Kathrine den Depeschenentwurf eingehändigt, den sie auf die Post befördern sollte, mit ängstlich abgewandtem Gesicht, als böte sie die Hand zu einer lichtscheuen, gefekwidrigen Tat.

Und ebenso hastig und wie in atemloser Heimlichkeit betrieb sie die Vorbereitungen zu ihrer Abreise, als fürchte sie etwas, sich selbst, ihre eigene Bodenständigkeit, die sich so schwer von dem Fleck trennen konnte, in dem sie seit nunmehr sieben Jahren, wie sie glaubte, endgültig Wurzel gefaßt hatte.

Noch vom Bahnhof aus telephonierte sie an ihren Bankier, daß er ihr einen größeren Gelbbetrag auf das Gut ihres Bruders schicken möchte. Denn niemals würde sie sich der Gefahr einer Reise mit einer bedeutenden Geldsumme in der Tasche anvertraut haben.

Es wurde ihr unendlich schwer, sich mit ihrem mädchenhaften, auf das zarteste Piano herabgestimmten Organ durch das Sprachrohr zu verständigen, aber sie hatte so wenig Zeit und kam erst zum Bewußtsein ihrer selbst, als der Zug bereits die Lichterfelder Kabinenanstalt passiert hatte.

Bis dahin hatte sie, wie unter einem starken Druck stehend, gleichsam in einem wirren Traumzustand gehandelt. Jetzt kam es über sie, die bittere, ärgerliche Beschämung, daß sie etwas getan, dessen sie sich heute beim Erwachen nun und nimmer für fähig gehalten und rang mit dem starken Heimatsgefühl, das, einmal die Augen dem Lichte geöffnet, machtvoller und immer machtvoller in ihr empordrängte, und alles was gewesen, was einmal ihr eigen war, mit lichteim Sonnenglanz umkleidete.

War es vielleicht das Schicksal, das sie jahrelang ein sorglich gehütetes Blumenbäumchen hatte führen lassen, und sie nun mit starker Hand hohnlachend in den Kreislauf hineinschleuderte, so wir Leben nennen? — Sie sah die weißen Mauern des väterlichen Schlosses, dessen spiegelnde Fenster weit, weit in die Ebene hinausblickten, das rosenumrankte Geländer der großen Terrasse im Erdgeschoß, und meinte den starken Duft der Narzissenfelder im Blumengarten zu spüren, deren porzellanene Dolben täglich noch im ersten Tau des Morgens abgeknipft und, in Kästchen verpackt, zur nahen Bahnstation befördert wurden, um von dort nach Berlin, Dresden oder Leipzig überführt zu werden.

O, man war sehr geschäftstüchtig auf „Unverzagt“, seit der Bruder begonnen hatte an Stelle des kranken Vaters das Zepter zu führen. Wechthild hatte, so oft sie davon gehört, ein wenig die feine Nase gerümpft, als etwas, das sich eigentlich für die Sphäre, in der sie zu leben gewohnt war, nicht gehörte.

Die machtvolle Gestalt des Bruders erschien in ihrem Gesichtskreis, sie meinte sein hallendes Sprechen, sein lustig lautes Lachen fast körperlich nahe ihrem Ohr zu spüren. Sie sah das frische eilige Schreiten der Schwägerin, die runden, sonnenhellen Gesichter der Kinder.

Gott, die waren ja nun auch wohl schon erwachsen. — Und die Traud — ja die Traud, Hansheirichs liebes

Töchterchen war auch da. Ob sie wohl noch immer das goldbraune Kraushaar hatte?

Fräulein von Massenbach fühlte, wie es ihr heiß unter dem leichten Mantel wurde, etwas ganz eigen Warmes und Weiches begann sich in ihrem Herzen zu regen.

Sie atmete ein paarmal heftig und tief, und plötzlich hing ein kristallener Tropfen, wie hingezaubert, an den dunkelblonden Wimpern, den sie verstohlen mit dem Watistütchchen trocknete.

Sie hätte sich so gern ihres Staubmantels entledigt, die Tageswärme stieg, auch war sie brennend durstig. Sie hätte alles Mögliche getan, wenn ihr jemand auch nur einen einzigen Schluck Wasser oder Limonade gebracht hätte.

Aber um die Welt hätte sie sich nicht aus ihrer verborgenen Ecke herausgetraut.

Sie war selten oder nie ohne Begleitung gereist, — selbst damals, als sie nach Berlin übergesiedelt war, hatte sie sich einer älteren Beschützerin versichert, — und so saß sie denn, beide Hände in den Schoß gefaltet, heiß, durstig, unbeweglich wie eine Statue, in aristokratischer Unnahbarkeit förmlich eingeklinkt und wünschte nur, daß die Fahrt ein Ende nehmen, oder daß sie in ihrem stillen Zimmer mit den kostbaren, alten Möbeln in der abgelegenen Straße der Reichshauptstadt sitzen möchte.

Sie wußte, beängstigt und bedrängt von der Ungewohnheit der Lage, von tausend neuen Gefühlen, die nach der langen Stille jäh und unerwartet auf sie einströmten, wohl selbst nicht, was sie wünschen sollte.

Halle!

Wechthild war emporgefahren und baßelte mit zitternden Händen an der Krawattenschleife, die den Schluß des weißen Leinentragens an ihrer Bluse deckte.

Sie hatte wohl geschlafen?

Die dicke Dame aus der anderen Ecke des Abteils drängte sich auffallend eilig an ihr vorüber.

Wechthild von Massenbach warf einen verstohlenen Blick zu ihr hinauf und erschraf.

Das! — Nein, es war doch nicht möglich? —

Sollte? — Aber das konnte doch nicht sein? —

Behutsam wandte sie den Kopf und sah zu dem Gepäcksack über ihrem Kopf empor: Nein, wirklich, ihr Schirmbehälter mit den drei Schirmen, die sie für unbedingt notwendig hielt zum Leben, fehlte. Und dazu der mit dem kostbaren, künstlerisch gearbeiteten Bernsteingriff darunter, den sie noch von der Mutter her besaß . . .

Fortsetzung folgt.

Märzspruch.

Wachsende Tage!
Werdendes Licht!
Wintermüde, klaget nun nicht
Länger mehr über die graue Zeit.
Bald sind die Hänge blütenbesneit.
Sehet, die Wolken auf goldenen Wegen
Ziehen dem nahenden Frühling entgegen.
Und die Meisen sind silberne Gloden,
Die in den sprossenden Büschen frohlocken,
Wissend, es wehen bald mildere Lüfte,
Fühlend, es schweben bald segnende Däute.
Golden die Sonne durch Wolken bricht:
Wachsende Tage!
Werdendes Licht!

Hans Gäßgen.

Die fremde Frau.

Von Peter Hein.

Die Zeitungshändler hatten einen großen Tag. Man riß ihnen die Mittagsblätter noch druckeucht aus der Hand. Die Passanten traten in Gruppen zusammen und verschlangen die Berichte über den unerhört dreisten Bankraub in der Girozentrale. „War so etwas möglich?“

Die braven, behäbigen Bürger der stillen, ehemaligen Residenzstadt schienen durch den aufregenden Vorfall völlig verblüfft. Bisher waren schwerere Verbrechen — („Gott sei Dank!“) — in der Stadt unbekannt gewesen. Die Polizei hätte Langeweile gehabt, wenn nicht wenigstens in allerletzter Zeit ein paar, noch immer unaufgeklärte Ladendiebstähle eine bescheidene Abwechslung gebracht hätten. Aber diese Nachricht vom Raub in der Girozentrale überstieg ein-

sach alles. Lebhaft diskutierten die Gruppen das Ereignis. Angestrichelt dachte jeder Brave an Haus und Herd und beschloß, Sicherheitschlösser, Patentriegel und ähnliche raffinierte Erfindungen anbringen zu lassen. „Kann man wissen?“ sagten sie einander leise, und die Eisenwarenhändler freuten sich der zu erwartenden Konjunktur.

Sebalbus Heis kaufte kein Sicherheitschloß und keine Vorlegekette. Er stand, scheinbar uninteressiert, an der Strakenede und blätterte in der Zeitung. Ein kleiner bider Herr neben ihm schien geradezu empört, daß Sebalbus anstatt des Polizeiberichtes die Börsenturse las. Er empfand ein Mitteilungsbedürfnis und wandte sich an Sebalbus: „Es ist doch unerhört, nicht wahr? So viel Geld! So viel Geld! Was mag der Kerl nur damit wollen?“

Sebalbus Heis lachte. Er verspürte plötzlich eine fast unwiderstehliche Lust, seine Brieftasche zu ziehen und dem Dicken das Bündel Tausender unter die Nase zu halten.

„Der Kerl wird schon wissen!“ meinte er indessen, seine Gelüste beschwiegend; schlug den Manteltrager auf und drehte sich herum. Der Kleine blickte ihm nach. Sebalbus Heis war hochgewachsen. Er hatte schwarzes Haar und dunkle Augen. Niemand hätte ahnen können, daß dieser junge, elegante Mann mit dem vornehm geschnittenen Gesicht mit jenem älteren, weißhaarigen Individuum, das die Polizei als Täter suchte, identisch war. Langsam schritt er nach dem „Grand-Hotel“ hinüber, wo eine Depesche für ihn eingelaufen sein mußte. Er hatte es immer so gehandhabt, daß ihm am Tage des Coups ein Telegramm: „Schn schwer erkrankt, komme sofort zurück. Hans“, irgend wohin über die nächste Grenze rief.

Er pflegte dieses Telegramm stets in Gegenwart des Hotelportiers zu lesen und diesem zu sagen: „Meine Frau ist krank geworden. Machen Sie mir die Rechnung. Ich muß noch heute reisen.“ Es war dies ein Trick, der nie fehl-schlug. Nach einem Raub pflegte die Kriminalpolizei die Gäste der Hotels mit besonderer Sorgfalt zu beobachten. Sie wandte sich dann gemeinlich an den Portier, der bei dem Namen Sebalbus Heis stets prompt angab: „Der Herr wurde telegraphisch nach Hause gerufen. Seine Frau ist erkrankt!“ Damit war seine plötzliche Abreise meist hinreichend motiviert und rief keinen Verdacht hervor.

Heute jedoch kam es anders. Zwar war die Depesche eingelaufen und in aller Ordnung. Die Rolle des tieferschütterten Gatten gelang ihm wie immer. Er erkundigte sich nach dem Abgange des nächsten Zuges und trat dann auf die Straße, um bis zur Abfahrt einen letzten Gang durch den Ort seines neuen Sieges zu unternehmen. Wirklich: alles war in Ordnung, aber er war dennoch etwas nervös. Freilich, eine unmittelbare Gefahr war kaum zu befürchten und zudem vertraute Sebalbus fest auf seinen Scharfsinn, der ihn von jeder vor schlimmen Überraschungen bewahrt hatte. Nichtsdestoweniger lastete doch ein unbestimmtes, ganz unangenehmes Gefühl alsschwer auf seiner Brust. Ein Gefühl, ähnlich dem Instinkt des Raubwildes, das die Büsche des jähenden Jägers bereits im tiefsten Urwald Dunkel abt.

An einer Straßenkreuzung blieb er stehen. Soeben war eine Frau an ihm vorübergeschritten, der er unwillkürlich nachschauen mußte. Auch sie wandte ihren Kopf um, wie wenn sie seinen Blick fühlte. Da nur wenige Fußgänger unterwegs waren, fiel es nicht auf, daß ihr Sebalbus Heis folgte, sie einholte und sich höflich vorstellte. Sie gestattete ihm, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Als er nach einer Viertelstunde wieder in die Halle seines Hotels trat, sagte er dem Portier: „Ich fahre heute noch nicht. Ich reise morgen!“

Aber am anderen Tage fuhr er auch nicht. Sebalbus Heis verliebte sich. Dals über Kopf und völlig. Nur so kam es, daß er, der kühle, berechnende Verbrecher, der niemals an etwas anderes gedacht hatte, als Geld zu gewinnen und der mit seinem harten Willen stets alle anderen Regungen in sich bezwungen hatte, eines Paars blauer Augen willen alles um sich vergaß. Seine Vorsicht, seinen Beruf, seine Vergangenheit.

Er vergaß seine Abreise, vergaß die Polizei, die auf den Spuren des Verbrechens sein mußte, und den Freund, der ihn irgend wo, jenseits der Grenze erwartete. Wie im Jugendherzen eines Zwanzigjährigen war in ihm eine Liebe aufgeflammt, wie er sie sein Leben lang noch nie empfunden hatte. Ja, aber mit was für Frauen brachte ihn auch sonst sein Leben zusammen? — Launische Kabarett-Diven waren es zumeist. Gelangweilte Frauen der halben Welt mit kaltem, ausgebrannten Herzen! — Liebe, die mit Eetz begann und mit einem Rabenjammer endete!

Sie hieß Liane, und aus ihren blauen, leuchtenden Augen strahlte unendliche Güte. In ihnen fand Sebalbus alles das wieder, was er seit seinen Knabenjahren für immer verloren geglaubt hatte. Er küßte die Hände dieser

blonden, fremden Frau und seine Lippen fühlten die selbige Haut seiner Mutter, die schon so lange fern unter kühler Erde lag.

Wenn er in seinem nüchternen Zimmersimmer saß, stürzten tausend Gedanken quälend auf ihn ein. „Nur jetzt nicht“, dachte er, „nur dieses, nur dieses letztemal soll das Schicksal gutta sein!“ Von nun ab wollte er für diese Frau leben, schaffen, ehrlich arbeiten.

Die Zeit verging. Liane kam an jedem Nachmittag um fünf Uhr und sie schlenderten zusammen durch die Alleen des Parks oder saßen miteinander in der kleinen, versteckten Konditorei am Schloßteich. Das war alles; aber Sebalbus Heis war zufrieden und glücklich.

Eines Tages entdeckte er beim Begleichen der kleinen Rechnung, daß sein Kleingeld nicht mehr ausreichte. Er mußte eine große Banknote wechseln lassen. Diese Note aber stammte aus dem Raub in der Girozentrale. Sebalbus Hand zitterte nicht, aber sein Herz klopfte. Das konnte der Anfang vom Ende sein. Wenn die Nummern der geraubten Scheine bekannt waren, dann . . .

Als er sie nach Hause begleitete, schritt er schweigend an Lianes Seite. Sie fragte einmal ums andere, warum er so ernst sei, woran er so angezogen dente. Wie er wachend blickte er sie zuletzt an und sah in große, forschende Augen. Eine merkwürdige Neugier schien in ihnen zu brennen. Ihm war, wie wenn sie eine ganz bestimmte Antwort erwartete. Der fragende Blick seiner Begleiterin erweckte einen jähen Verdacht in Sebalbus — einen Verdacht, dessen er sich indessen schon in der nächsten Sekunde schämte.

Er konnte in jener Nacht nicht schlafen. Grübelnd lag er im gedämpften Scheine der Nachtlampe. Auf der Marmorplatte des Bettischchens lag seine Pistole. „Wenn sie heute kommen“, dachte er, „so schieße ich mich tot.“ Aber niemand kam.

Heute noch nicht.

Als er am nächsten Tage wiederum mit Liane über die gewohnten Wege des Parks schritt, merkte er, daß sie von zwei Herren verfolgt wurden. Beide waren großgewachsen, breitschulterig, hatten rote Gesichter und trugen Stöcke unter dem Arm. Das geübte Auge Sebalbus Heis' erkannte in ihnen sogleich die Kriminalpolizisten. Also: so waren sie jetzt doch hinter ihm her. Aber vielleicht täuschte er sich. Um sicher zu gehen, bog er mit Liane in einen schmalen, verwachsenen Seitenweg ein; doch wie er sich umwandte, merkte er, daß die Verfolger auch hierhin nachgekommen waren.

Sebalbus Heis' Züge strafften sich. Er wollte Gewißheit haben. Unvermittelt blieb er stehen und mit mühsam erzwungener Ruhe wies er seiner Begleiterin das ergreifende Bild der untergehenden Sonne, die glutrot hinter einer purpurnen Wollenbank versank. Auch die zwei Verfolger hielten im Gehen inne. Sie schienen ein nicht minder reges Interesse an der abendlichen Landschaft zu nehmen. Da beschleunigte Sebalbus die Schritte; sie verliehen den Park und traten, wie immer, in die kleine Konditorei ein. Liane erzählte irgend etwas, aber Sebalbus verstand kein Wort. Ihm war, wie wenn sich ein schwerer, eiserner Ring langsam um seine Kehle legte. Sie saßen am gewohnten Tisch, der für gegenüber, und Sebalbus starrte, nervös mit den Mundwinkeln zuckend, bebenden Herzens auf den gelben Metalldrücker.

Jetzt also war alles zu Ende!

Da kamen die Zwei. Nein, es war keine Täuschung mehr. Sie nahmen am Tisch gegenüber Platz und bestellten. Sebalbus wurde bleich. Auch Liane schaute zu ihnen hinüber. In ihren Augen flammte plötzlich etwas Herausforderndes auf und ein seltsames, fremdes, fast böhnisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sebalbus hämmerte das Blut in den Schläfen. Es wurde dunkel vor seinen Augen. Sie — sie also war die Verräterin gewesen! War das möglich? Diese Frau —? Diese Augen —? Um dereinsten er ein anderer Mensch hatte werden und ehrlich arbeiten wollen!

Da stand schon der eine der beiden Polizisten auf und trat an den Tisch. Er wandte sich an Sebalbus, nickte leicht, wies seine Legitimationsmarke vor und sagte: „Berechtigung, mein Herr, Kriminalpolizei! Ich habe den Auftrag, Ihre Begleiterin wegen mehrerer Ladendiebstähle zu verhaften!“

Liane war wortlos aufgestanden und folgte ohne Widerstreben. Wie erstarrt war Sebalbus sitzen geblieben. Erst allmählich begriff er. Da sprang er auf. Ohne Hut und Mantel stürzte er hinaus auf die Straße. Ihr nach! Es konnte, es konnte ja gar nicht sein.

Draußen ratterte eben eine Droschke hallend um die Ecke. In ihr saßen die beiden Polizisten und zwischen ihnen die so eifrig gesuchte Ladendiebin.



Hervorragende Leistungen der deutschen Technik.

Von Ernst Trebesius.

Der größte Schwimmkran der Welt. — Schüfflans Erfindung erspart der Filmindustrie Millionenausgaben. — Irlands weiche Kohle durch deutsche Techniker erschlossen.

Etwa zwei Jahrzehnte lang stellten Schwimmkrane mit 250 Tonnen größter Tragfähigkeit die leistungsfähigsten schwimmenden Hebezeuge dar. Der erste Riesenkran dieser Art war seinerzeit von der Deutschen Maschinenfabrik A. G. (Demag) Duisburg, für eine deutsche Werft gebaut worden. Die Höhe vom Ponton bis zur Spitze des aufgerichteten Auslegers beträgt 84 Meter. Zwei Flaschen von je 125 Tonnen Tragkraft stellten das Haupthebezeug dieses drehbaren Schwimmkranes dar. Ein Hilfsbaken für 50 Tonnen und eine Klettertaste für 20 Tonnen Tragkraft vervollständigten seine Ausrüstung. Später wurden auch in anderen Ländern riesige Krane gebaut, bei denen jedoch die Tragkraft von 250 Tonnen nicht überschritten wurde. Man hatte sich deshalb daran gewöhnt, in dieser Leistungsfähigkeit eine obere Grenze zu erblicken, die zu überschreiten, kein zwingender Grund vorlag. Mit um so größerem Interesse vernahm man deshalb vor etwa zwei Jahren, daß eine englische Firma einen 350-Tonnen-Schwimmkran für Japan gebaut habe, der die bisherigen Riesen in jeder Hinsicht überbot. Auch dieser Rekord ist nun kürzlich wieder überboten worden durch einen Schwimmkran von 400 Tonnen Tragfähigkeit, der nach den Plänen der Demag, Duisburg, hergestellt wurde und der zunächst beim Bau der Außenmole des Hafens von Bari (Italien) zum Versetzen von Betonblöcken verwendet wird. Abweichend von der üblichen Konstruktion eines drehbaren Schwimmkrans weist dieses neue Hebezeug einen portalartigen Aufbau des Krangerüstes auf, sodaß die Last wasserrecht bewegt werden kann. Der Ponton vermag drei Betonblöcke von je 380 Tonnen Gewicht zwischen den vier Füßen des Krangerüstes aufzunehmen. Da das portalartige Krangerüst an der einen Seite den Ponton weit überragt, so vermag man mit diesem Schwimmkran die zum Bau der Mole bestimmten Betonblöcke an jeder beliebigen Stelle ins Wasser zu versenken. Die Ausladung dieses größten Schwimmkranes der Welt beträgt 18 Meter über Wasser.

Aus der unübersehbaren Fülle der Erfindungen der letzten Jahrzehnte hat keine mit solch einfachen Mitteln und in so kurzer Zeit eine derartige Umwälzung bestehender Herstellungsverfahren im Gefolge gehabt, wie das nach dem deutschen Erfinder Schüfflan benannte Schüfflansche Spiegelverfahren für Filmaufnahmen. Nicht nur, daß sich mit Hilfe des neuen Spiegelverfahrens Aufnahmen bewerkstelligen lassen, die ohne diese Vorrichtung überhaupt nicht dargestellt werden könnten (z. B. der 500 Meter hoch gedachte neue „Turm zu Babel“ im deutschen Großfilm „Metropolis“), ist auch den kleinen Filmgesellschaften mit geringen Mitteln möglich, sich Dekorationen zu schaffen, die einen billigen drehenden Film auf die Höhe eines Großfilms heben. Da das Schüfflansche Spiegelverfahren außerdem noch den Vorteil bietet, gleichzeitig zwei verschiedene Szenen auf einmal mit dem gleichen Aufnahmeapparat zu turbeln, während dies bisher hintereinander geschehen mußte, wobei man die Filmstreifen teilweise abdeckte, so lassen sich damit auch noch große Zeiterparnisse erzielen, die sich ebenfalls in einer Ermäßigung der Herstellungskosten bemerkbar machen. Somit bedeutet also diese Erfindung eine Verbesserung, die der Filmindustrie im Laufe der Jahre Millionenersparnisse bringt, und zugleich der Phantasie der Regisseure und Architekten vom Film einen märchenhaften Spielraum läßt.

Daß die Filmindustrie dieses Verfahren sofort aufzuariff, versteht sich von selbst. Bei uns und in Amerika sind schon verschiedene Filme unter Zuhilfenahme des Schüfflanschen Verfahrens gedreht worden. Und nun zu dem Verfahren selbst. Den Hauptbestandteil des Apparates bildet ein vierseitiger Spiegel, der in senkrechter Stellung drehbar auf einem Untergerüst befestigt ist. Auf dem Untergerüst wird auch die Aufnahmekamera drehbar und verschiebbar aufgeschraubt. Da ein Spiegel alle empfangenen Lichtstrahlen zurückwirft, so lassen sich je nach seiner Stellung alle Bilder, die sich vor ihm rechts oder links vom Aufnahmeapparat be-

finden, so projizieren, daß sie auf der Mattscheibe sichtbar werden. Damit würden sich also zunächst diejenigen Szenen turbeln lassen, die sich vor dem Spiegel abspielen. Nun stelle man sich vor, daß an Stelle des Spiegels mit vollem Belag ein anderer Spiegel eingesetzt wird, dessen Belag auf der ganzen oberen Hälfte abgetraht ist. Was wäre der Erfolg? Nun, der Spiegel wird an der oberen Hälfte aufhören als Spiegel zu wirken, da er ohne Belag eine gewöhnliche Glasscheibe darstellt. Einem von ihm zurückgeworfenen Bild wird also die obere Hälfte fehlen. Da nun aber die abgetrahte Stelle durchsichtig ist, so vermag das Auge, bezw. das Objektiv der Kamera, eine hinter dem Spiegel sich abspielende Szene wahrzunehmen. Wird also der Aufnahmeapparat gedreht, so werden gleichzeitig zwei Bilder (das untere halbe Spiegelbild und die Szene, die sich hinter dem Spiegel abspielt, und die durch die abgetrahte Hälfte sichtbar ist) aufgenommen.

Es brauchen also jetzt nur noch die Aufbauten ausgeführt werden, in denen oder vor denen Menschen sich bewegen, der übrige größte Teil der Szenerie hingegen wird als ein etwa 2 Meter großes Modell ausgeführt und durch den Spiegel in das andere Bild hineinprojiziert. Der Übergang zwischen den beiden Bildern läßt sich auf photographischem Wege so unmerklich gestalten, daß das Auge vollkommen der Täuschung erliegt, jeweils immer nur eine Szene zu erleben. Sogar Geistererscheinungen und andere Effekte lassen sich durch einen zweiten Spiegel erzielen. Wenn am Schluß angeführt wird, daß die Aufnahme einer Arena mit 6000 Zuschauern (als Modell aufgebaut) nach dem Schüfflanschen Verfahren schon mit 300 Mark herstellbar ist, so erhellt dies den hohen wirtschaftlichen Wert der deutschen Erfindung mit eindringlicher Klarheit.

Vor geraumer Zeit wurden die Siemens-Schudertwerke damit beauftragt, Irlands Hauptwasserkraft, den Shannon, zu bändigen, um die Energie dieses wasserreichsten Flusses der grünen Insel zur Stromversorgung des irischen Freistaates heranzuziehen. Im Verfolg dieser Aufgabe sind nun seit 1926 eine Anzahl deutscher Ingenieure und Nichtmeister mit irischen Ingenieuren und Arbeitern, zusammen etwa 2500 Köpfe, am Unterlauf des Flusses tätig, um dort ein gewaltiges Wasserkraftwerk für 462 Millionen Kilowattstunden mittlerer Jahresleistung zu errichten. Durch ein Hauptwehr wird der Fluß um 10 Meter aufgestaut. So entsteht ein größtes Gefälle von etwa 34 Metern. Die Francis-Spiralturbinen mit stehender Welle, die ebenfalls von einer deutschen Firma (F. M. Voith, Heidenheim) geliefert werden, leisten beim größten Gefälle 38 500 PS. Da nach vollem Ausbau sechs dieser Riesenturbinen arbeiten werden, so wird die Gesamtleistung des Kraftwerkes rund 230 000 PS betragen. Jede Turbine verarbeitet in einer Sekunde 100 Kubikmeter Wasser. Dieser ungeheuren Wassermenge entsprechen dann auch die riesenhaften Abmessungen der Wasserkraftäder, deren Durchmesser 4,5 Meter beträgt. Die Spiralgehäuse, von denen die Laufräder umschlossen sind, haben im Einlauf, 4,8 Meter Durchmesser. Die Turbinen werden direkt mit Drehstromerzeugern von je 30 000 kVA Leistung bei 10 500 V Spannung gekuppelt. Der gewonnene elektrische Strom wird durch ein einheitliches Hochspannungsnetz über die ganze Insel verteilt.

Vom Staub- und Bakteriengehalt der Luft.

Bei Untersuchungen über den Gehalt der Luft an Staubteilchen hat man gefunden, daß im Freien bei schönem Wetter in einem Kubikmeter Luft 130 000 Staubteilchen enthalten sind, während bei Regenwetter jedoch nur 32 000 Teilchen die gleiche Luftmenge erfüllen. Gewöhnliche Zimmerluft enthält in der Zimmermitte 1 860 000 Staubteilchen, während an der Decke des Zimmers ein Kubikmeter Luft nahezu $5\frac{1}{2}$ Mill. Staubteilchen enthält. Höhenluft hingegen ist so rein, daß man z. B. auf der Höhe des Rigi nur 212 Staubteilchen im Kubikmeter fand. Damit hängt natürlich auch der Bakteriengehalt der Luft zusammen. In der Luft der Südpolarsee sind beispielsweise so gut wie gar keine Bakterien enthalten. Dies hat aber, wie der Südpolarforscher Dr. Engelst mitteilt, insofern einen Nachteil, als kleine Wunden in solcher Luft nur schwer heilen, weil die Bakterien, durch die die Wunden gereizt und zur Heilung gebracht werden, fehlen.